

Armin Harvey

Hartz IV

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-133-7

Copyright © 2012 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Umschlagbild: © Anyka - Fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Die Namen der handelnden Personen und Firmen wurden mit Rücksicht auf deren fortwährende Existenz geändert.

Armin Harvey

Hartz IV

Arm am Beutel, krank am Herzen
schleppt ich meine langen Tage.



PRINCIPAL VERLAG

Armut ist die größte Plage ...
(Goethe)

Den Arbeitslosen II gewidmet

PROLOG

Hartz IV ist im Volksmund die Kurzform für Menschen, die beruflich abgehalftert wurden - in der Regel bis auf den Sankt-Nimmerleins-Tag - und deshalb nichts mehr tun dürfen, nichts mehr tun können oder - auch das soll gelegentlich vorkommen - nichts mehr tun wollen. Wir sind die Parias der Gesellschaft, eigentlich deren Auswurf, umso mehr seit Hartz IV ein Schimpfwort geworden ist, gleichbedeutend mit Schmarotzer, Penner, Versager, Asozialer und was es sonst noch für freundliche Ausdrücke dafür gibt.

Hartz IV zu sein ist eine mühsame Angelegenheit. Im trüben Ozean des Neokapitalismus treibend, am dünnen Rettungsring des Jobcenters strampelnd, steht ihm das Wasser bis zum Hals. Ständig in der Befürchtung, aus der Tiefe von einem Haifisch langsam aufgefressen zu werden, fristet er sein erbärmliches Dasein, finanziell und emotionell, denn dem finanziellen Zähneklappern folgt unweigerlich das emotionale. Geld macht nicht glücklich, aber kein Geld zu haben macht unglücklich. Das ist millionenfach nachweisbar und jeder Tag des Hartz IV steht unter dem Motto: Verzicht.

Ebenso schwer wie der leere Geldbeutel drückt uns das aufgezwungene Dolcefarniente nieder. Süß schmeckt das Nichtstun nämlich nur ganz am Anfang, etwa 14 Tage lang, im Zustand der Arbeitslosigkeit I. Der Hartz IV aber, im Elend der Arbeitslosigkeit II, hat längst ausgeschlafen, die Rheumatismen und kleinen Blessuren seines oft jahrzehntelangen Berufslebens kommen ihm jetzt wie ein verllorener Jungbrunnen vor. Zwar ist der Tag nun auf immer sein - nur wie zum Teufel soll er ihn denn hinter sich bringen? Vielleicht ist er Briefmarkensammler, vielleicht ein fleißiger Leser, möglicherweise begeisterter Besucher staatlicher Museen, Kreuzworträtsler - egal, womit er einst seine Freizeit auszufüllen pflegte -, aber ach, die Briefmarken sind ja nun geordnet, sie hängen ihm nachgerade zum Halse heraus, vom vielen Lesen schwirrt ihm der Kopf und die eintrittsfreien Museen hat er schon allesamt abgewandert. Was nur soll er anfangen

mit all den endlos langen Tagen, die vor ihm liegen? Womit sich beschäftigen? Oh Gott, oh Gott, oh Gott - die Freizeit ist zum Beruf geworden!

Viele Hartz IVe vermeiden es, in der Öffentlichkeit als solche aufzutreten, und tun so, als seien sie gar keine. Das gelingt in den ersten zwei Jahren ganz leidlich. Danach aber kann ein aufmerksamer Blick den Hartz-IV-Empfänger schon glaubhaft vermuten. Dessen einst tadellose Kleider sind nun nicht mehr tadellos, wenngleich noch sauber, zumindest, wenn es sich um einen Hartz handelt, der etwas auf sich hält. Die Schuhe sind nun als Billigware erkennbar, der Hemdkragen stellenweise diskret ausgefranst. Der Hartz IV kann sich nur äußerst selten etwas Neues leisten. Er kauft erst, wenn es gar nicht mehr anders geht, möglichst billig und vorausgesetzt, dass er noch einigermaßen bei Kasse ist. In der ersten Monatshälfte - vornehmlich an dessen Anfang - trifft man daher an Orten, an denen irgendetwas verramscht wird, in der Regel auch eine Anzahl seinesgleichen an. In der zweiten Monatshälfte kauft er hingegen ausschließlich Waren für sein tägliches Überleben, weil - unsichtbar, aber immer gegenwärtig - nun Schmalhans neben ihm her hinkt.

Bis ihm das Jobcenter wieder den unverdienten Lohn überweist, beschäftigt er sich jetzt Tag für Tag intensiv mit seinen Finanzen. Zum Monatsende hin ist seine Barschaft stets schwindelerregend, ausreichend gerade noch knapp für die Nahrungsaufnahme und es gibt wohl kaum einen Hartz IV, dessen Bankkonto am Monatsende nicht bis auf ein paar Cents leer gefegt ist. Wehe, wehe, wenn ihn in dieser Zeit Unvorhergesehenes heimsucht. Falls ihm, sagen wir mal, am 26. zufällig ein Zahn ausbricht - Hartz IVe haben, wen wundert's, oft schlechte Zähne - ist er, womöglich mit Schmerzen, drei Tage lang aufgeschmissen. Die Rechnung des Zahnarzts kann er zwar später versuchen zu bezahlen, aber wo nimmt er die 10 Euro für den Quartalszuschuss her? Sein Besitz an Geld beläuft sich an diesem Tag wahrscheinlich auf ungefähr 13 Euro 47, knapp ausreichend um ihn drei Tage lang zu ernähren, falls der Monat 30 Tage zählt, kaum ausreichend für vier,

wenn das Geld vom Jobcenter erst an einem 31. fließt. Hat, zum Beispiel, (so was ist bereits zur Mitte des Monats eine Katastrophe) der uralte Staubsauger seinen Dienst aufgekündigt, bleibt der Dreck bis zum Monatsende liegen, denn eine zusätzliche Ausgabe von 30 oder 40 Euro trägt das Budget nicht mehr, es wird vielmehr später, wenn der neue Sauger endlich angeschafft wird, entsprechend um den Kaufpreis des Geräts zulasten von Nahrung und Pflege gekürzt.

Überhaupt ist die zweite Monatshälfte für den Hartz IV eine traurige Zeit. Hat er sich in den ersten 14 Tagen ein- oder zweimal (zu mehr reicht es nicht) in seiner alten Stammkneipe zu zwei oder drei Gläsern Bier (mehr liegt nicht drin) blicken lassen, verbringt er nun den Tag überwiegend zu Hause, wenn er nicht, falls es sich um einen geselligen Menschen handelt, auf belebten Einkaufsstrassen herumlungert, unauffällig mit dem Angebot an Konsumgütern beschäftigt, die er nicht mehr (einige vermutlich nie mehr) zu erstehen in der Lage ist. Umbrandet vom zielbewusst eilenden Publikum, fühlt er sich wieder ein wenig der Gesellschaft zugehörig. Es wärmt ihn sozusagen auf, und wenn nicht gerade Minusgrade herrschen, kann sich so ein Hartz IV leicht stundenlang darin aufhalten.

Viele Hartz IVe, besonders solche, die meinen, man sehe ihnen den Beruf an, ziehen es ohnehin vor, den Tag zu Hause zu verbringen und eine kaum schätzbare Zahl überwiegend vor dem Fernsehbildschirm. Unablässig guckend, mit dem Knopf der Fernbedienung die Zeit totschlagend, hüpfen sie von Programm zu Programm, in der Hoffnung, irgendwo auf Interessantes zu stoßen, besonders am Vormittag, wo das Angebot in aller Regel nur bescheidene Gemüter zu fesseln vermag. Die Bilder, bald ganz egal welcher Art, zaubern ein wenig Leben in seine einsame Bude; hier wenigstens fühlt er sich der Welt noch zugehörig, denn vor den Fernsehmachern sind alle Menschen gleich, wenn sie nur ihre Geräte einschalten.

Zu viel des Zaubers - umso mehr, als es sich, beileibe nicht selten, um ganz und gar faulen handelt - kann einen solchen

Hartz IV allerdings, wie jeden anderen Menschen, mit der Zeit stumpfsinnig, wenn nicht gar blödsinnig machen. Der aufgeweckte Hartz IV wird sich deshalb, nach einer Weile schicksalsergebener Hingabe, diesem Medium nicht mehr kampfflos unterwerfen. Geläutert wird er sich erneut seinen Briefmarken zuwenden, als Wurm sich abermals durch die Bücher winden, die Museen besuchen, vielleicht sogar kostengünstig Sport treiben und immer wieder, seines Daseins müde, Bewerbungen schreiben, eine Tätigkeit, die ihn indes- sen allmählich - beim Warten nach der siebzehten auf die achtzehnte Absage etwa - in die Nähe des Stumpfsinns, wenn nicht gar in den Wahnsinn treibt.

In dieser Zeit macht ihm gar nichts mehr Freude. In dieser Zeit kann es vorkommen, dass sich Mord- oder Selbstmordgedanken in ihm regen. Bei solchen, die einem guten Tröpfchen nicht abgeneigt sind, macht sich plötzlich der Wunsch nach mehr als nur einem Tröpfchen bemerkbar, eher schon nach einem Schwall, der die Sorgen radikal wegspült und den Hartz IV endlich wieder einmal ruhig, wenngleich schwer, schlafen lässt.

Danke, König Alkohol! Bezahlt wird morgen, wenn auch doppelt und dreifach ...

Genug!

Rückfall und Läuterung, Zorn und Ergebenheit, Mut und Verzweiflung, Hoffnung und Resignation - dies ist der Kreislauf in dem sich der Hartz-IV-Empfänger bewegt und in jeder Lage steht groß, hämisch lächelnd, das Wort VERZICHT. Der Schwache kann daran zerbrechen, der Starke erlahmen, der Fromme ungläubig werden - jeder nach seiner Fasson. Ich weiß nicht, ob der Seelenzustand des Hartz-IV-Empfängers je wissenschaftlich erforscht wurde. Das ist im Grunde auch ganz unwichtig. Ich weiß nur, dass wir alle ziemlich unglücklich sind.

I.

28. Mai 2010

Ich bin Hartz IV. Früher war ich Angestellter. Damals begann mein Tag um sieben Uhr null null und Punkt acht Uhr null null saß ich geduscht, rasiert und gekämmt in meinem Büro. Heute beginnt mein Tag vielleicht um 11 Uhr, vorausgesetzt, dass ich mich überwinde, demnächst - mein Wecker zeigt 10 Uhr 45 an - aufzustehen.

Ich kann nicht rundweg behaupten, dass ich früher glücklich war. Bekanntlich ist alles relativ, besonders das Glück. In jenen Tagen wäre es mir nie in den Sinn gekommen, dass um 7 Uhr 00 Uhr aufzustehen, etwa hundertmal beglückender ist, als um 10 Uhr 45 liegen bleiben zu dürfen. Heute weiß ich das.

Für den Angestellten ist das tägliche Aufstehen zweckmäßig und ziemlich sinnvoll, für den Hartz-IV-Empfänger dagegen weitgehend zweck- und sinnlos. Als höheres Wirbeltier im weiteren Sinne der Fauna zugehörig, gehorcht er lediglich einem Naturgesetz, demzufolge sich alle Kreatur nach dem Schlaf gefälligst zu regen hat.

Durch die Ritzen der Fensterläden dringt ein wenig Licht in die Dunkelheit meines Schlafzimmers. Ich wälze mich auf die Seite und vertiefe mich in den Anblick der nackten Wand vor meinen Augen. Der Tag muss irgendwie herumgebracht werden. Wir haben den 28. Mai und mein Besitz, gestern Abend nachgezählt, beläuft sich in bar gerade noch auf 13 Euro 47. Die Tatsache ließ mich lange nicht einschlafen und ist leider auch dem Aufstehen nicht förderlich. Bis zum Monatsende, wenn sich die Schleusen des Jobcenters wieder öffnen, bleiben mir täglich 4,49 Euro, ebenfalls gestern ausgerechnet. Der Hartz-IV-Empfänger muss sich Tag für Tag aufs Neue mit Geld beschäftigen, wie der Chef der Deutschen Bank, wenngleich auf einem etwas anderen Niveau.

4 Euro 49! Ein guter Grund, überhaupt nicht aufzustehen. Irgendjemand hat einmal behauptet, das schönste Geschenk,

das Gott der Herr den Menschen gemacht habe, sei die Arbeit. Als ich das zum ersten Mal hörte, war ich noch Angestellter und fand den Spruch lächerlich abwegig. Mittlerweile bin ich eines Besseren belehrt, nebst der bestürzenden Einsicht, dass mich der liebe Gott nach mehr als drei Dutzend Bewerbungen und ebenso vielen Absagen, seines Geschenks offenbar nicht mehr würdig erachtet.

Ich weiß nicht, was mich endlich aus den Federn treibt. Es geschieht keineswegs willentlich, vielmehr mechanisch, nachdem an Schlaf nicht mehr zu denken ist und der Aufenthalt im Bett allmählich unbequem wird. Auf dem Gang ins Badezimmer entschlüpft mir ein leiser Seufzer, wahrscheinlich im Hinblick auf das, was mich im Spiegel über dem Waschbecken erwartet. Glücklicherweise erinnere ich mich eines Trostes, der mir vor etwa einem halben Jahr an der Kasse des Lebensmittelmarktes Reichelt zuteil wurde.

»Eins dreiundsiebzig, junger Mann!«

»Junger Mann? Ich bin steinalt.«

»Na, na, na ...«

»Wie alt schätzen Sie mich denn?«

Die liebe Frau kniff ein wenig die Augen zusammen. »So Mitte, Ende vierzig. Stimmt's?«

Das war, wie gesagt, vor ungefähr einem halben Jahr.

Ich bin einundsechzig. Der erste Blick in den Spiegel bestätigt meine Befürchtung. Was mich hier ansieht, ist das Abbild eines Waschlappens. Obwohl menschliche Waschlappen eigentlich unser aller Mitgefühl verdienen, möchte ich mit dem da lieber nichts zu tun haben.

Das Wort ›Waschlappen‹ hat mir, beiläufig, mit schiefem Mund, am Frühstückstisch, meine nunmehr geschiedene Gattin zugeraunt, kurz bevor sie endgültig von mir abließ - allerdings nur ein einziges Mal. Ich schmiss nämlich, kaum dass das böse Wort ihrem Mund entwich, die Kaffeekanne (Villeroy & Boch) an die Wand, was meine Ehefrau erbleichen und verstummen ließ. Etwas auch nur annähernd Gewalttätiges habe ich mir in all den Jahren unserer Ehe nie erlaubt, aber ich bin froh, dass ich es tat. Der Ausdruck im Antlitz meiner

Frau verwandelte sich von Verachtung in eine Mischung aus Furcht und wiedergewonnenem Respekt.

4 Euro 49! Verdammt! - Ich glaube nicht, dass ich mich heute rasieren will. Erstens erwarte ich keinen Besuch und zweitens wüsste ich nicht für wen, außer für mich selber und dazu besteht, weiß Gott, keine Veranlassung.

Ich bin fast sicher, dass ich unter einer mittleren Depression leide, ganz sicher indessen über deren Ursache. Es sind die 4 Euro 49, beziehungsweise jene 7 Euro 23, die mir grundsätzlich seit zwei Jahren, nach Abzug aller Spesen - Miete, Gas, Strom und Telefon - täglich für Nahrung und Pflege zur Verfügung stehen. Manisch-Depressive steckt man angeblich in kaltes Wasser, damit sie eine Weile lang auf andere Gedanken kommen, und während sie sich darin halb zu Tode frieren, denken sie die ganze Zeit darüber nach, wie schön es ist, einfach nur manisch-depressiv zu sein. Persönlich dusche ich mich seit ungefähr dreißig Jahren Morgen für Morgen kalt ab und vielleicht bin ich deshalb jetzt nicht auch noch manisch, sondern bloß normal depressiv. Im Winter, wenn das Wasser eiskalt der Brause entströmt, ist das allerdings eine heillose Angelegenheit, besonders in der Rückengegend nur schwer auszuhalten. Was mir danach im Spiegel begegnet, ist meistens nur ein uninteressantes Durchschnittsgesicht, ein Neutrum sozusagen, mit dem ich mich aber ebenso wenig näher befreunden möchte. Immerhin ...

Mit dem Verschwinden des Waschlappens verwandelt sich die mittlere Depression stets in eine einigermaßen erträgliche, vermutlich aus Freude über das bevorstehende Frühstück. Das Essen ist ja eines der wenigen Vergnügen, die dem Hartz IV noch geblieben sind. Es soll zwar eine nicht zu unterschätzende Zahl meiner Artgenossen geben, die - ja wen wundert's denn? - mehr zum Trinken neigen, aber ich gehöre nicht dazu.

Noch im Morgenmantel setze ich den Wasserkocher unter Strom, decke den Tisch und fahre endlich in meine Kleider.

Mit täglich 7 Euro 23 kann sich ein einzelner Mensch, das muss ich zugeben, ausreichend sättigend ernähren, wenn er ein wenig talentiert ist sogar verhältnismäßig schmackhaft.

Das Frühstück, auf das ich mich heute freue, besteht aus drei Scheiben Brot, einer billigen Leberwurst, einem nicht übermäßig großen Stück Greyerzerkäse, Margarine und Konfitüre. Dazu trinke ich allmorgendlich einen Pott Schwarztee. Der Greyerzerkäse hat, neben seiner Eigenschaft, mir ausgezeichnet zu schmecken, den Nachteil, unerschwellig Schuldgefühle zu entfachen. Er ist für meine Verhältnisse sündhaft teuer und steht mir als Käse eigentlich gar nicht zu. Ich kaufe ihn denn auch immer sehr zögernd, mit schlechtem Gewissen, kann aber leider mit den billigen Käsesorten - Gouda, Edamer und wie sie alle heißen - gar nichts anfangen, obschon ich ansonsten nichts gegen Holländer habe. Anstelle der billigen Leberwurst würde ich am liebsten ungarische Salami essen und statt des ziemlich guten und günstigen Schwarztees einen Ostfriesen oder Earl Grey trinken, aber das würde entschieden zu weit führen. Über den Rest meines Frühstückstisches ist nichts Nachteiliges zu erwähnen.

Ich esse langsam und höre dabei Nachrichten aus dem Radio. Das Bohrloch im Golf von Mexico ist immer noch nicht zugestopft. Wehe, wehe! Da schießt es nun unablässig aus der tiefsten Finsternis hervor, wie ein rächender Geist aus der Flasche. Flieht, Fischlein, flieht! - Die Nachrichtensprecherin verlässt den Golf von Mexico und unterrichtet mich über die Aktivitäten der Damen und Herren aus der CDU, der CSU, der SPD, der FDP, der Grünen und der Linken, von schwarz, gelb, rot, grün, rot-rot, von Ampeln und Jamaika ist die Rede, es könnte einem schwindlig werden. Bevor es so weit kommt, schwenkt die Stimme nach Südafrika, wo demnächst Wunderbares sich ereignen soll. Die ganze Welt blickt hoffend und bangend auf das Kap der Guten Hoffnung. Mir persönlich bangt vor der Zukunft und mit der Hoffnung kann ich mir leider nichts kaufen.

Ich beende mein Frühstück unter dem nun täglich kommentierten Schuldenberg der Nation, an dem ich, als Hartz IV, auch nicht ganz unschuldig bin, und drehe das Radio aus. Nun schreite ich zur nächsten Freude meines Daseins. Sie wird mir in Abständen den ganzen Tag über zuteil werden,

wenngleich auch sie mit einigen Schuldgefühlen überschattet. Ich gehöre nämlich zu der von großen Teilen der Bevölkerung geschmähten, mit Bann belegten und verachteten Gilde praktizierender Raucher. Zwar ist mein Anteil an der öffentlichen Umweltverschmutzung gering, weil ich ja, mangels gesellschaftlicher Alternativen, die meiste Zeit allein zu Hause sitze und bloß meine Wohnung verpeste, aber ich fühle mich trotzdem schuldig. Zum einen, nicht unbedingt niederschmetternd, meiner Gesundheit, zum anderen, nachgerade überschwänglich, meinem Portemonnaie gegenüber.

Schuld an meiner Schuld sind indessen die Politikerinnen und Politiker, die, unter dem fadenscheinigen Vorwand, die Volksgesundheit zu fördern, die Tabakpreise in einem Maße explodieren ließen, dass dem Teufel davor graust und dem Hartz IV bei jeder Zigarette, etwas übertrieben ausgedrückt, das Herz in die Hosen fällt. Vertieft in die Glut meiner Zigarette packt mich wieder der Zorn auf jene Damen und Herren, die uns armen Schluckern selbst diese allerletzte Freude vergällen. Der rauchenden Oberschicht ist es ganz egal, wie viel eine Schachtel Zigaretten kostet. Wem jeden Monat 3.000 oder 4.000 Euro in die Tasche fließen, wird seelenruhig weiter paffen und sich wenig um die Zumutung kümmern, während wir, die wir mit 7 Euro 23 pro Tag auszukommen verurteilt sind, uns jede Zigarette buchstäblich vom Mund absparen müssen. Was ich da in den Aschenbecher drücke, hat mich 23 Cent gekostet, die täglichen zehn Stück demnach 2 Euro 30, womit sich mein Budget auf 4 Euro 93 reduziert.

Der Hartz IV soll offenbar genötigt werden, das Rauchen aufzugeben, damit er nicht noch der Krankenkasse zur Last fällt. Aber was ist denn das für eine Rechnung? Was, frage ich, kann dem Staat lieber sein? Ein rauchender Hungerleider, den mit 60 Jahren der Herzschlag trifft, oder ein nicht rauchender, der erst mit 90 in die Grube fährt? Man vergleiche ein Jährchen im Krankenhaus mit 25 Jahren Rentenbezug! Eigentlich müsste die Obrigkeit das Rauchen geradezu fördern, als Dienst am Vaterland würdigen und Orden dafür verleihen. Denn während wir rauchen, schaffen wir Arbeits-

plätze, schenken dem Staat mit jeder Zigarette Steuern zu und sparen ihm letztlich mit einem zeitigen Abgang (RAUCHER STERBEN FRÜHER) Unsummen an Renten ein. Im Grunde genommen ist das echter Patriotismus, der Rauchtod ein Heldentod, und vielleicht ist es im Himmel überhaupt viel schöner als hienieden - jedenfalls für den Hartz IV.

Ich stehe auf und schaue aus dem Fenster. Der Tag ist grau und unfreundlich. Was fange ich nur wieder mit ihm an? Was mit den tausend, die ihm noch folgen werden? Ich wohne im Erdgeschoss eines etwas baufälligen Hauses aus den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Es beinhaltet vier Wohnungen. Die zwei oben sind seit Jahren leer, die nachbarliche nur ab und zu tagsüber von einem Handwerksmeister als Büro genutzt. Wenn wir uns zufällig begegnen, sagen wir einander Guten Tag, ohne uns weiter aufzuhalten. Zu mehr besteht gegenseitig weder ein Anlass noch ein Bedürfnis. Ich weiß nicht, ob ihm mein Zustand bekannt ist - wahrscheinlich schon, weil ich ja die meiste Zeit, obwohl ziemlich lautlos, zu Hause hocke.

Ich würde mich freuen, wenn ich, wie meine ehemalige Schwiegermutter, vom Putzteufel besessen wäre, aber leider verspüre ich für die Hausarbeit keinerlei Neigung. Wie beglückend könnte ich den Tag mit Waschen, Putzen, Bügeln und Flickern ausfüllen, es ist mir jedoch nicht gegeben. Man könnte nun annehmen, ich sei faul, aber das ist nicht wahr. Ich bin nicht aus Faulheit Hartz IV geworden. Wahr ist vielmehr, dass mich die Arbeitslosigkeit träge gemacht hat, das Nichts-zu-tun-Haben zu einem Nichts-zu-tun-Wollen verkommen ist, nicht einmal aus Trotz, sondern aus einer allgemeinen Lähmung der Energie heraus.

Ich war früher, nach einem Acht- oder Zehnstundentag im Büro, abends weniger müde, als ich es jetzt, nach einem Zehnstundenschlaf bereits am frühen Nachmittag bin. Der Müßiggang ist aller Laster Anfang, heißt es im Volksmund. Dem kann ich aus vollem Herzen beipflichten, nur dass mir persönlich zum Laster das nötige Kleingeld fehlt.

Mein Frühstücksgeschirr steht nach wie vor auf dem Tisch,

mitsamt der Margarine, der Konfitüre und dem leeren Brotkorb. Allein das Abräumen, im Hinblick auf das Spülen hinterher, erregt meinen Widerwillen. Am liebsten würde ich mich einfach auf das Sofa werfen und weiterschlafen. Kummer-schlaf nennt man so was und die ständigen Rückenschmerzen sind angeblich stressbedingt. Der Stress des Nichtstuns, des Totschlagens der Zeit, der Perspektivlosigkeit des Daseins.

Ich gehe, die Hände in den Hosentaschen, im Zimmer umher, den Blick ab und zu scheu auf den Tisch gerichtet, als ob mich von dort her eine Sisyphusarbeit erwartet. Wozu das Zeug abwaschen, wenn es nächstens doch wieder schmutzig wird? Warum es nicht gleich stehen lassen und zweimal daraus essen, es bloß ein wenig ausreiben, es sieht mich ja keiner ...

Zum Glück hat sich mein innerer Schweinehund noch nicht bis nach außen durchgefressen. Rasch räume ich den Tisch ab und wandere mit dem Kram in die Küche. Der Energieschub erlaubt mir sogar noch den Abwasch - eine Angelegenheit von kaum fünf Minuten - aber dann steht grau und abweisend erneut der Tag vor meinen Augen. Es ist 13 Uhr, zehn Stunden liegen vor mir - ich muss sie irgendwie herumbringen.

Der Inhalt meines Kühlschranks zwingt mich in den Bereich der nackten Tatsachen zurück. Es stehen da, neben einer Flasche Bier und den gerade eingeräumten Frühstücksresten, eine angebrochene Dose Corned Beef, ein halb volles Glas mit Rotkohl, an dessen oberen Rändern sich verdächtig anmutende Wölklein gebildet haben, des Weiteren eine zu drei Vierteln zerdrückte Tube Senf und ein Paar Wiener Würstchen, deren dunkelbraun gewordene Enden den dringenden Wunsch äußern, demnächst konsumiert zu werden. Versteckt in einer dunklen Ecke (die Beleuchtung hat sich schon vor Jahren abgemeldet) bemerke ich ein Glas, das die längste Zeit meiner Aufmerksamkeit entgangen sein muss. Der Inhalt entpuppt sich als kleine Salzgurken, sogenannte Cornichons, die wohl ungefähr am Ende der letzten Eiszeit in diesen Kühlschrank geraten sind. In ihrer etwas trübe gewordenen

Lake sehen sie noch ganz gut aus, aber ich traue ihnen trotzdem nicht über den Weg. Der Kühlschrank ist übrigens die Gabe einer inzwischen verstorbenen Freundin, die ihn mir, als bei sich ausrangiert, voll funktionsfähig, einst zum Geschenk gemacht hat. Es kann durchaus sein, dass die Cornichons von ihr stammen.

Mehr als all das besitze ich an Gekühltem im Moment leider nicht. Nach einigem Hin und Her beschließe ich, mich vom Rotkohl und den Cornichons zu trennen. Zwar hätte ich, wenn ich beim Rotkohl die Schimmelwölkchen von der Oberfläche entfernte, zusammen mit den Wienern ein passables Abendessen (mittags speise ich nie), aber wer weiß, was sich darunter so an Bakterien und sonstigem Gesocks tummelt. Mit den Wiener Würstchen und dem Corned Beef ist hingegen noch etwas anzufangen.

Während ich die paar Schritte aus dem Haus zur Mülltonne marschiere und die beiden vergammelten Gläser samt und sonders entsorge, bildet sich in meinem Geist bereits das Abendessen. Die Würstchen, in Scheiben angebraten, ergeben mit Zwiebeln, Tomatenmark, Salz und Pfeffer eine delikate Spaghettisoße. Nudeln habe ich, ich werde sie al dente kochen, wie es sich gehört, und ein wenig vom Greyerzer darüber raffeln. Die Vorstellung heitert mich etwas auf, aber leider sind die Freuden des Hartz IV fast immer von kurzer Dauer. Wieder im Haus erinnere ich mich, dass mein Kontingent an Zigaretten auf fünf Stück geschrumpft ist. Es ist 13 Uhr 30, ich verfüge über 13 Euro 47, habe außer jenen Spaghetti, zwei Scheiben Brot und dem erwähnten Inhalt des Kühlschranks nichts Essbares mehr im Haus. Mit anderen Worten, ich muss mich bis zum Montag mit diesen 13 Euro 47 ernähren.

Es ist mir selbstverständlich klar, dass ein Hartz IV das Recht zu rauchen verwirkt hat. Ein Zigaretten rauchender Hartz IV? - »Seht mal den dort! Der bezieht doch Harz IV! Der raucht auch noch!« - Mit dem Kauf einer Großpackung Zigaretten würde ich allerdings in den Besitz von insgesamt 28 Stück gelangen und käme damit bis Montag früh über die Runden. Die Packung kostet 5 Euro (eine Gemeinheit!), es

verblieben mir 8 Euro 47, ein Betrag der für zwei Tage Essen ausreichen dürfte.

In meinem Kopf rattert die Rechenmaschine: Toastbrot aus der untersten Etage 45 Cent. - Frühstück gesichert! - Samstag eine Pizza 1,65, 2 Flaschen Bier plus Pfand 1,50, Sonntag zum Corned Beef Rosenkohl tiefgefroren 1,60, Limonade gegen den täglichen Durst plus Pfand circa 0,60, macht zusammen, über den Daumen gepeilt etwa 6 Euro, behalte 2.

Unrasiert wie ich bin, mache ich mich schnurstracks auf den Weg zum Kiosk, zwei Straßen weiter und kehre erleichtert mit der Packung Zigaretten ins traute Heim zurück. Die militanten Nichtraucher werden mich bedenkenlos als haltlosen Schwächling ansehen, dem es mit seinem Laster gerade recht geschieht. Sie können nicht ermessen, was es heißt, um halb zwei Uhr nachmittags bis zum nächsten Tag nur über fünf Zigaretten zu verfügen. In ihren Köpfen regt sich nicht das leiseste Erbarmen. Aber cave fumatorem! auch wir könnten allmählich böse werden. Man stelle sich nur eine bundesweite Raucherpartei vor! Ach was! - Raucher aller Länder vereinigt euch! Vor lauter Ärger stecke ich mir eine Unzeitgemäße an und sinke wieder auf mein Sofa nieder, fest entschlossen, mich heute nur noch mit der genussvolleren Seite des Rauchens zu beschäftigen.

Gott sei's gedankt, dass ich ein eifriger Leser bin. Nicht auszudenken, wie ich sonst die Stunden bis zum Abend ausfüllen könnte. Nachdem die Fernsehgewaltigen vor Jahren die Hausantennen gekappt haben, bin ich ohne Empfang. Das Haus hat leider keinen Kabelanschluss und ein Zusatzgerät kann ich mir nicht leisten. Mein Fernsehapparat ist also nach außen hin tot, allerdings nicht für die Gebühreneinzugszentrale, ein finsternes Unternehmen, das unablässig der Ansicht ist, der bloße Besitz der Kiste mache sie auch empfangsbereit, selbst wenn dies nachweisbar nicht der Fall ist. Der Moloch schüttet mich seit Jahren mit computerisierten Zahlungsaufforderungen zu, nebst sogenannten Säumniszuschlägen in der dreisten Höhe von jeweils 5 Euro 11 pro Wisch, in der Über-

zeugung, für nicht erbrachte Leistungen Geld fordern zu dürfen. Nun droht sie gar mit Vollstreckung. Vollstreckung! Was für ein Wort! Ich sehe mich schon auf einem Prokrustesbett und höre beim Vollstrecken das Knacken meines armen Genicks.

Wie wohl alle Hartz IVe bin ich jeden Tag erleichtert, wenn der Postbote an meiner Haustür vorübergeht, weil gewöhnlich nur Rechnungen und Mahnungen in den Briefschlitz fallen. Neben der Gebühreneinzugszentrale bin ich mit der GASAG verfeindet, nachdem ich deren Preiserhöhungen nicht zu zahlen gewillt, beziehungsweise dazu nicht in der Lage bin, und lediglich die alten Abschlüsse begleiche. Bis jetzt hat sie mir noch nichts zuleide getan, nur ein wenig gedroht. Ach ja ...

Im Bestreben, den Tag ein wenig freundlicher zu gestalten, greife ich nach meiner Lektüre, einer Biografie über den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern. Das Buch ist interessant, aber ich kann dabei kein Mitleid empfinden. Ich wäre als König von Bayern jedenfalls nicht unglücklich, habe überhaupt für unglückliche Schöne und Reiche wenig bis gar kein Verständnis. Denen kann man nur raten, mal ein paar Monate lang als Hartz-IV-Empfänger zu vegetieren.

Während ich mich bemühe, dem König, der auf Neuschwanstein Trübsal bläst, zu folgen, landet eine Fliege auf den Zeilen und beginnt, emsig kreuz und quer darüber zu wandern. Ich weiß zwar nicht, ob Fliegen im Laufe ihres Lebens wachsen, beziehungsweise, ob sie auch eine Jugend haben, vermutlich nicht, wahrscheinlich sind sie ihr Leben lang gleich groß und von Anfang an dem Dasein gegenüber unverändert abgeklärt, aber es könnte ja sein. Meine hier ist recht klein und vielleicht noch im Wachstum begriffen. Manchmal bleibt sie sekundenlang stehen und reibt sich die Pfoten, oder was das ist, wie Herr Bötticher, einer meiner ehemaligen Vorgesetzten, immer wenn er seiner Meinung nach Wichtiges zu melden sich anschickte. Dann wieder fliegt sie ein paar Zentimeter hoch, nur um sich abermals auf die Seite - es ist stets die rechte - niederzulassen. Offenbar findet sie das Buch

ebenso interessant wie ich und ich fange an, sie als willkommene Abwechslung ebenso interessant wie das Buch zu finden. Schließlich wird es ihr doch zu bunt. Blitzschnell, aus dem Stand heraus, hüpfte sie auf meinen Oberschenkel, wo sie ihren Rüssel ausfährt und eifrig damit herumtastet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es da was zu essen gibt, die Jeans ist nämlich frisch gewaschen, aber sie wird es wohl besser wissen und ist ja auch nicht auf Mengen angewiesen. Ein mikroskopischer Spritzer meiner Konfitüre, ein winziges Körnchen Zucker kann für sie unter Umständen schon ein Leckerbissen darstellen.

In ihren Anblick vertieft beschleicht mich die Ahnung, dass diese Fliege vermutlich ein weitaus glücklicheres Erdenleben führt als die Masse meiner eigenen Art, die wir uns Tag für Tag abrackern und, am Ganzen gemessen, doch nie auf einen grünen Zweig kommen. Meine Fliege wacht am Morgen auf und schwingt sich in die Lüfte, wenn man das so sagen darf, unbekümmert, was der Tag bringt. Ihr Tisch ist überall reichlich gedeckt. Sie kann tun und lassen, was sie will, nach Herzenslust krabbeln und fliegen, unbeschwert die Wunder der Natur genießen und so weiter, während wir uns am Boden entlang durch den Tag schleppen, unablässig bemüht, der Hülle, in der wir stecken, Unzuträgliches zu ersparen, den Hunger, den Durst, die Müdigkeit, den Schmerz und was uns sonst noch so alles belästigt, ein stetes Rackern eben, erleichtert und allenfalls bekömmlich denen, die Geld haben. Aber die meisten haben keins und viele, worunter die Hartz IVE fallen, beinahe keins.

Diese Fliege - im Augenblick absolviert sie einen Rundflug um meine Deckenlampe - kümmert sich ebenso wenig um Geld, wie etwa der Präsident von Simbabwe um seine Landsleute. Sie weiß nicht einmal, dass es so etwas gibt. Auch von Mahnungen und Zwangsvollstreckungen ist sie ganz unbetroffen. Zugegeben, sie hat ein paar Feinde, die recht kurzen Prozess machen, falls sie ihnen in die Fänge gerät, aber ist der schnelle Tod im Schnabel einer Amsel oder gar eines Rotkehlchens, der narkotische Kuss vom spitzen Mund eines

samtigen Spinnchens, nicht barmherziger als die langsame Vollstreckung auf dem Schragen der Gebühreneinzugszentrale oder das endlose Zappeln im Netz der gefräßigen GASAG?

Aus der Nähe betrachtet bin ich nun allerdings einer, der gar nicht mehr hier sein sollte, das kann ich nicht abstreiten. Mir selber und der Gesellschaft zur Last geworden, gehörte ich eigentlich besser unter die Erde, als oben weiterhin Maulaffen feilzuhalten. Die verschiedenen Möglichkeiten, mich selber zu entsorgen, habe ich bisher noch nicht ernsthaft erörtert, obgleich ich wirklich nicht mehr unbedingt am Leben - diesem Leben - hänge. Das ganze Prozedere scheint mir auch gar zu anstrengend, egal, wie man es anstellt, außerdem verursacht es kaum verwertbaren Sondermüll und den Nachkommen (ich habe eine Tochter) einen Haufen Schereien. Vermutlich werde ich also dereinst eines natürlichen Todes sterben, wie man eben ›natürlich‹ so stirbt: an Altersschwäche, durch Unfall oder Krankheit. Eines aber weiß ich jetzt schon: Ich werde mich nicht dagegen sträuben.

Schwer sterben in der Regel ja nur die, die sich hartnäckig dagegen wehren, weil es ihnen hier so sehr gefällt oder weil sie sich gar nicht vorstellen können, plötzlich nicht mehr zu sein, vielleicht sogar aus Angst, es könnte ihnen übel bekommen, wenn es irgendwie weitergeht.

Hartz IVe, besonders die älteren Semester, sterben, glaube ich, umständehalber gar nicht so ungerne. Abgesehen davon, dass mich hier kaum etwas hält, bin ich geradezu außerordentlich neugierig, ob danach noch etwas passiert, und das kann man eben erst erfahren, wenn man den Schirm zugemacht hat. Darüber sollten, nebenbei bemerkt, nicht nur latent Lebensmüde nachdenken. Nur eines möchte ich nicht erleben: so langsam dahinzusiechen. Dass mir das wohl blühen kann, lese ich Tag für Tag in verschiedenen Varianten beidseitig auf meiner Zigarettenschachtel. RAUCHEN VERURSACHT TÖDLICHEN LUNGENKREBS steht beispielsweise auf der Packung, an der ich mich heute vergreife. Sie

liegt auf dem Tischchen neben dem Sofa, und der Text, mit seinem schwarzen Trauerrand, wie auf einer Todesanzeige, bringt mein Blut leider erneut ins Wallen. Das aufreizende Gelaber zeigt mir als Nebeneffekt einmal mehr, für wie schwachsinnig das politische Gelichter seine Wähler einzuschätzen sich erlaubt. Dass das Rauchen nicht gesund ist, weiß doch jeder Idiot von frühester Kindheit an. Das saugt man ja sozusagen an allen Ecken schon mit der Muttermilch ein und braucht einem weiß Gott nicht mehr auf diese unverschämte Weise allerorten unter die Nase gerieben zu werden. Im Grunde genommen ist das seelische Folter in Reinkultur und ich möchte nicht wissen, wie viele harmlose Raucher allein dieses mörderischen Gefasels wegen erst psychisch und in der Folge dann auch wirklich körperlich krank wurden. Wenn man einem dauert einredet »Du wirst krank, du wirst krank!«, nur weil er vielleicht - was weiß ich - nachts gerne den Mond betrachtet, dann kann der so gebeutelte Tropf am Ende tatsächlich krank werden. Man nennt so was, glaube ich, Psychosomatik. Ich drehe meine Sündenschachtel um und lese: RAUCHEN KANN ZU EINEM LANGSAMEN UND SCHMERZHAFTEN TOD FÜHREN. Es ist wahrhaftig nicht zu fassen!

Mein gerechter Zorn hat sich offenbar auf die Fliege übertragen, die ihr friedfertiges Gehabe plötzlich ablegt und wie wild gegen die Fensterscheibe anrennt. Es wäre mir lieber, wenn ich jetzt auf dem Sofa verweilen könnte, nachdem mich die leidige Beschäftigung mit der Raucherei anscheinend etwas über Gebühr ermüdet hat. Das Vieh, so klein wie es ist, gibt keine Ruhe und wird sich womöglich noch den Schädel einschlagen. Ich stöhne beim Aufstehen, so weit ist es mit mir gekommen. Sobald ich auf den Beinen bin, wird mir ein wenig schwindlig, vermutlich weil das Gehirn in meinem Kopf zu schnell von der Halbhorizontalen in die Vertikale zurückgekippt wurde.

Obschon ich das Fenster zum Garten sperrangelweit geöffnet habe und ihr gut zuredete, verharret die Fliege auf der

Innenseite und ist partout nicht zu bewegen, endlich um den verdammten Rahmen herumzufliegen. Anstatt ein wenig nachzudenken, schwirrt sie wütend um mein Haupt, gerade als wollte sie mich angreifen. Das ist nun der Dank! Ein anderer würde das nicht hinnehmen. Ein erfolgsorientierter Manager oder so (in den Stellenanzeigen wird fast immer Erfolgsorientierung erwartet), so einer also, würde das Tierchen einfach totschiessen, mir nichts, dir nichts, als wäre gar nichts dabei. Auch in anderen Kreisen ist das Insekten gegenüber manchmal üblich. Selbst Hartz IVE würden nicht immer davor zurückschrecken, aber ich bin von der Erziehung her nicht dafür geeignet. - Nun hat sie's doch kapiert, die Fliege. Nach einem kühnen Anlauf aus der Mitte des Zimmers fliegt sie jubelnd in die Freiheit, jedenfalls kommt es mir so vor.

Zurück auf dem Sofa vertiefe ich mich wieder in Ludwig II., der nun einen schwülstigen Brief an Wagner schreibt. Sehr interessant das! Mittlerweile ist es zwei Uhr geworden. Ludwig vermag mich leider nicht nachhaltig zu fesseln, oder vielleicht ist es der Schriftsteller, der das nicht kann? Ich weiß aber schon, wie es jetzt mit mir weitergeht, es ist ja jeden Tag dasselbe Theater. Irgendwann, so ungefähr in fünf Minuten, werden die Buchstaben allmählich verschwimmen und kurz danach werden mir, man mag es glauben oder nicht, nach mehrmaligem Blinzeln die Augen zufallen. Das Blinzeln soll dem vorbeugen; es ist sozusagen ein Appell aus dem Unterbewusstsein an mein verkrustetes Pflichtgefühl, nicht dem Schlendrian anheimzufallen, ein fossiles Überbleibsel aus 40 Jahren Verantwortung in Beruf und Familie.

In Anbetracht meiner Umstände ist das natürlich eine ganz abwegige Regung, nachgerade eine freche Provokation. Mittem am Nachmittag zu schlafen, ist zugegebenermaßen keine verdienstvolle Tätigkeit. Aber ich schlafe nicht, weil ich ein fauler Hund bin, sondern um nutzbringend die Stunden der Nutzlosigkeit zu verkürzen. Was anderen Hartz IVEN die Glotze ist, ein kostenloses Hobby oder womöglich der Suff, ist mir in aller Unschuld eben der Schlaf. Leider träume ich dabei fast immer nur so dummes Zeug aus der Vergangenheit,

kaum dass ich jemals beim Erwachen sagen kann, das sei nun was Schönes und der Mühe wert gewesen.

Merkwürdiger-, oder vielmehr logischerweise, bin ich auch im Traum stets knapp bei Kasse. Letzthin befand ich mich irgendwo im Süden - ich glaube, es war in Spanien - vor einem Bankautomaten, der, anstatt Geldscheine Klopapier ausspuckte. Der Bankbeamte, ein hagerer, totenbleicher Mann, der auf meine Hilferufe aus dem stockfinsternen Gewölbe trat, meinte - ich weiß es noch genau -, diese Bank gebe nur solche Scheine aus. Normalerweise erinnere ich mich nach dem Aufwachen an gar nichts Geträumtes mehr, nur dass es wieder dummes Zeug war.

Das Bimmeln meines Telefons lässt mich ein paar Zentimeter vom Sofa hochfahren. Heutzutage können Telefone jedes beliebige Geräusch von sich geben, praktisch vom zärtlichsten Liebesgeflüster bis hin zum Kanonendonner. Ich habe meins mit diesem altmodischen Bimmeln übernommen und keine Veranlassung gesehen, seinen Ton zu ändern. Mir ist es ganz egal, wie ein Telefon klingt, ich bin ohnehin jedes Mal erstaunt, dass es noch vorkommt. Außer meinem guten Freund Hubert, von hier aus zwei Straßen um die Ecke, ruft mich fast nie jemand an.

Ich muss gestehen, dass ich mich trotzdem freue, wenn es mal klingelt - oder bimmelt. Wenn es nicht Hubert ist, sind es in der Regel irgendwelche Institute, die sich zu den verschiedensten Problemen für meine Meinung interessieren. Abgesehen von meinem Alter, meinem Beruf und meinem Einkommen, bin ich beinahe zu jeder Auskunft bereit, aber weil ich die oben genannten Informationen verweigere, will man meistens auch sonst nichts mehr von mir wissen. Am Anfang, als es mit diesen Umfragen anfang, habe ich stets alles preisgegeben, in der verwegenen Illusion, der Wissenschaft damit einen Dienst zu erweisen. Nachdem ich arbeitslos geworden war, nahm ich nur noch einmal zu meinem Einkommen Stellung und gab aus lauter Jux an, ich gehöre zu der Klasse mit monatlich sechstausend oder mehr. Das

war keine gute Idee, obgleich es schon lange her ist, denn nun werde ich, als reicher Mann, von zahllosen Wohltätigkeitsorganisationen Monat für Monat um Spenden gebeten. Die Tatsache, dass es vielen Millionen Menschen wesentlich schlechter geht, ist mir wahrhaftig kein Trost, eher die Bestätigung, dass es sich bei unserem Planeten sehr wahrscheinlich um ein Jammertal handelt, in dem, proportional gesehen, nur wenige nicht dazu verdammt sind, die Erbsünde abzubüßen.

Manchmal gewinne ich auch bei telefonischen Wettbewerben, an sich ein Wunder, da ich nie an Wettbewerben teilnehme. Mein Glück wird mir immer jubelnd mitgeteilt, zweimal bereits durch einen Automaten, der mir den Gewinn von mindestens 1.000 Euro ankündigte, wenn ich nur eine bestimmte Telefonnummer zurückrufe, bei der 2,19 Euro pro Minute an Gebühren berechnet würden - verglichen mit meinem Gewinn natürlich ein geradezu lächerlicher Betrag. Nach dieser Ankündigung habe ich mich etwas weniger über mein Glück bei diesem Wettbewerb gefreut. In der Meinung, bei einem derart hohen Gewinn werde man mich bestimmt noch persönlich anrufen, legte ich vorsorglich auf, habe aber von diesen freundlichen Leuten bisher nichts mehr gehört. Vielleicht waren sie enttäuscht, dass ich unter der besagten Nummer nicht zurückrief und hielten mich deshalb des Gewinns nicht mehr für würdig.

Ein anderes Mal gewann ich sechs Flaschen Wein zum Vorzugspreis von 92 Euro, statt 126. Die Dame, die mir das eröffnete, schien sich über mein Glück noch viel mehr zu freuen als ich selber. Um ehrlich zu sein, war sie von uns beiden die Einzige, die sich darüber freute. Überwältigt von so viel Enthusiasmus, trat ich ihr spontan meinen Gewinn ab, den sie aber partout nicht annehmen wollte, sogar beleidigt tat und bald gar nicht mehr mit mir reden wollte.

Heute ist es Hubert, der mich anruft. Nach seinem eingangs üblichen »Hallo, ich bin's« (er könnte sich genauso gut mit »Gartenstuhl« oder »Himmelkreuzdonnerwetter« melden, da ich ihn ja lediglich aufgrund seiner Stimme identifizieren muss) fragt er, ob ich Lust hätte, am Abend im Preußenhof

ein paar Bierchen mit ihm zu trinken, er müsse mal wieder raus. Hubert ist 78, Pensionär, und kann als solcher im Preußenhof oder woanders so viele Biere trinken wie und wann's ihm gefällt.

Nichts, erwidere ich, wäre mir lieber, nur gerade heute erwarte ich einen Anruf auf eine Bewerbung und über das Wochenende vielleicht meine Tochter zu Besuch. Die Tochter erwähne ich vorbeugend, damit Hubert nicht auf die Idee kommt, den Ausflug in den Preußenhof auf morgen oder übermorgen zu verschieben.

Weder erwarte ich heute einen Anruf, noch kommt meine Tochter irgendwann zu Besuch. Ich habe einfach nur noch 8 Euro 47, die ich nicht in Bier im Preußenhof investieren kann, es sei denn, dass ich mich entschlösse, statt zu essen, die Tischkante anzuknabbern.

»Ruf mich an, wenn sie nicht kommt, deine Tochter«, sagt Hubert ein wenig enttäuscht. »Dann gehen wir morgen hin!«

Meinen Freund anzulügen, fällt mir ebenso schwer wie der Verzicht auf das Bier im Preußenhof. Das Lügen ist mir nie leicht gefallen, das kann ich behaupten, und einen Freund anzulügen, ist fast noch schlimmer als die Ehefrau. Die glaubt einem ja sowieso immer nur die Hälfte. Jedenfalls mit meiner war das so.

Wenigstens mache ich die erfreuliche Feststellung, dass es mittlerweile Viertel vor fünf geworden ist. Ich habe also gute zwei Stunden geschlafen. Halb auf dem Sofa liegend (das Telefon steht bequem in Reichweite auf einem Tischchen), widme ich mich wieder dem König Ludwig, der, kaum eine halbe Seite weiter, nun plötzlich in Herrenchiemsee zugegen ist. Das dauert ungefähr eine halbe Stunde, aber dann poltert mein Nachbar ins Haus, was erfahrungsgemäß der Lektüre nicht förderlich ist. Als Handwerker, und Meister dazu, ist er gewohnt, die Dinge energisch anzupacken, und das macht er leider auch mit den Türen. Das Haus ist für das Leben mit einem Nachbarn dieses Kalibers etwas zu leicht gebaut. Zuerst schlägt er die Haustür zu, dann seine Wohnungstür, danach die Badezimmertür (er geht immer gleich pinkeln,

wenn er nach Hause kommt) und am Ende der Zeremonie fällt, mit einem Knall wie bei einem Gewehrschuss, die Klobrille hinunter. Seltsamerweise höre ich nie, wie er sie hochklappt. Wahrscheinlich ist der Deckel gepolstert, zur Zierde außen so mit einem frottiertuchähnlichen Fummel überzogen, wie man sie manchmal in biedereren Haushalten antrifft. Die Spülung ist stets sehr kurz, weil mein Nachbar, als scharfer Rechner, Wasser spart. Nach einem letzten Knall (er hat das Badezimmer verlassen) ist endlich Ruhe. Sie wird ungefähr eine Stunde anhalten, wie jeden Freitag, weil Mühlhaupt nun seine wöchentliche Buchhaltung aufmacht. Das hat er mir selber in einem sekundenlangen Anfall von Mitteilbarkeit zwischen Tür und Angel erklärt, etwa vor drei Monaten.

Mehr an Konkretem weiß ich über meinen Nachbarn nicht, kenne ihn aber durch die Wände hindurch trotzdem recht gut. Zum Beispiel, ob er in der verflossenen Woche gute oder schlechte Geschäfte gemacht hat. Wenn sie gut waren, komme ich nämlich in den Genuss seiner Freude darüber, und zwar mittels seines Grammofons durch den Mund irgendeiner Walküre, die sich krampfhaft bemüht, jemanden, vermutlich den Gott Wotan, aus dem Schlaf zu krähen. Das Geschrei ertönt stets in voller Lautstärke, im Sommer sogar bei geöffneten Fenstern, so sehr freut sich manchmal dieser Mühlhaupt, und aus der weiteren Nachbarschaft hat es auch schon Reklamationen gegeben. Es ist immer ein Sopran, der da angeblich singt, und nie hört man eine der schöneren Wagnerarien, sondern jedes Mal nur das übliche Gekreisich darum herum, wenn wieder etwas hochkocht oder sonst wie zu erörtern ist. Ab und zu schreit zur Abwechslung ein empörter Tenor dazwischen, dann ist es kaum mehr zum Aushalten. Persönlich bin ich mehr für Alt- und Baritonstimmen, woran man sieht, dass ich zu der gemäßigeren Sorte gehöre.

Während sich Herr Mühlhaupt mit seiner Buchhaltung beschäftigt, herrscht also diese Ruhe vor dem Sturm. Ludwig II. möchte es so schön haben wie Ludwig XIV., aber ich kann mich nur mäßig auf das Buch konzentrieren, bin eher auf die Geräusche nebenan gespannt. Also es handelt sich

bei mir nicht etwa um einen Lauscher an der Wand, ganz abgesehen davon, dass man in diesem Haus gar nicht auf das Lauschen angewiesen ist, normales Hören reicht vollkommen aus, auch bin ich kein Intrigant, der womöglich auf Klatsch aus ist - mit wem denn? Das Geschehen in der Nachbarwohnung trägt einfach nur zu meiner Unterhaltung bei und deshalb bin ich ganz zufrieden, dass mir Herr Mühlhaupt hilft, die Zeit totzuschlagen. Lediglich die Wahl seiner musikalischen Mittel lässt etwas zu wünschen übrig. Natürlich wäre ich heute lieber in ein Museum gegangen oder in den Zoo, wo mich besonders die Hühner interessieren, aber ich kann ja nicht einmal die 4 Euro 20 für die Stadtbahn aufbringen, geschweige denn den Eintritt bezahlen.

Mühlhaupt beugt sich heute besonders lange über seine Bücher. Um die Zeit zu verkürzen, genehmige ich mir ohne Schuldgefühle eine Zigarette, nachdem ich durch den ausgedehnten Nachmittagsschlaf bezüglich des Kontingents einen kleinen Vorsprung gewonnen habe.

Aber was ist denn das nun wieder? Aus der Nachbarwohnung erklingen heute ja ganz andere Töne! Man kann sich wahrhaftig auf nichts mehr verlassen. Wie angenehm schmeichelt sich mir jetzt der ›holde Abendstern‹ in die Ohren! Hat Mühlhaupt so brillante Geschäfte gemacht, dass er, statt den gewohnten Lärm zu veranstalten, zum ersten Mal in stillere Dankbarkeit versunken ist, vielleicht gar auf den Knien liegt, und auf diese Weise seinen guten Stern besingt?

Fast drängt es mich, spontan an seine Tür zu klopfen, um ihm zu der neuen Geschmacksrichtung zu gratulieren. Dabei könnte ich ihn ja mal fragen, ob er unter Umständen, möglicherweise einen Job für mich hätte. Ich habe ihn allerdings im Verdacht, dass er im Sanitär- und Installationsgeschäft tätig ist, weil ich einmal Zeuge wurde, wie er einen verrosteten Wasserhahn in den Müllcontainer schmiss. Das wäre dann wohl nichts für mich, davon habe ich zu wenig Ahnung, könnte ihm höchstens für zwei fünfzig die Stunde die Werkzeugtasche nachtragen.

›Oh du mein holder Abendstern!‹ Vielleicht ist der Geist

vom König Ludwig und seinem Wagner auf telepathische Weise aus meinem Buch stracks durch die Wand in Mühlhaupts Birne gefahren - etwas weit hergeholt das, aber die Welt ist voller Wunder und wenn man jetzt schon, zum Beispiel am Lagerfeuer im Urwald von Uganda, dem Freund auf dem Klo in der Bronx von New York schnurlos in Sekunden empfehlen kann, doch schleunigst die reiche Erbtante in Wladiwostok anzurufen, weil sie, wie man selber gerade von ihr erfuhr, einen Vierer im Lotto gewonnen hat, dann ist es auch möglich, dass das vorhin mit dem Nachbarn funktionierte. Er knallt übrigens gerade wieder die Türen, was bedeutet, dass er sich anschickt, das Feld zu räumen.

Es ist jetzt kurz vor halb sieben. Wenn ich ein wenig Geld hätte, könnte ich bald mit Hubert in den Preußenhof gehen, andere Leute sehen und mit ihm ein anregendes Gespräch über das Elend der Welt führen. Er ist auch etwas pessimistisch veranlagt und gibt der neuen Koalition keine Hoffnung, obwohl er CDU-Wähler ist. In nicht immer diskreter Wehmut gedenkt er der Zeiten Adenauers und Erhards, wo alles noch in Ordnung war und das Leben eine Freude.

Herr Mühlhaupt verlässt den Schauplatz auf die bekannte Weise. Nun ist es wieder still, eine regelrechte Grabesruhe. Sehr passend für mich, der ich doch irgendwie ein Untoter bin. Das Haus, in dem ich wohne, steht zwischen Einfamilienhäusern und kleinen Villen wie ein Bettler unter Edelleuten in einer ruhigen, von alten Kastanien und Eichen gesäumten Nebenstraße. Es ist eine sehr anständige Gegend im Südwesten der Stadt, beinahe gediegen und eigentlich kein Ort für einen Hartz IV. Nachts hört man keinen Ton. Manchmal ist das sogar ein wenig unheimlich, wenn ich in der Dunkelheit noch wach so im Bett liege, als ob ich der einzige Mensch auf der Welt wäre. Im Winter knackt es zuweilen im Möbelholz, ein paar Mal bin ich deswegen schon, von vermeintlichen Gespenstern aufgeschreckt, aus dem Halbschlaf gefahren.

Nun vegetiere ich seit mehr als vier Stunden auf diesem Sofa, sitzend oder halb liegend, und hätte nichts dagegen, wenn

es bereits elf Uhr wäre, aber die Sonne, die den Tag lenkt, wird sich meinerwegen leider nicht beeilen. Gut, dass sich allmählich ein Hungergefühl bemerkbar macht, sonst würde ich hier wohl langsam verfaulen. Eine Weile lang starre ich an die Wand gegenüber, an der ein Gemälde von Segantini hängt, ein Druck wie echt, etwa halb so groß wie das Original in der Neuen Pinakothek in München. Es ist auch so noch riesengroß, ungefähr zwei mal einen Meter und stellt ›Das Pflügen‹ im Engadin dar, Bauern mit einem Pferdegespann auf einer kargen Ebene im Morgenlicht vor fernen Alpen. Ich habe es vor vielen Jahren eben in jener Pinakothek gesehen und es hat mich fast umgehauen, so plastisch und lebensecht gemalt, dass man vermeint, die kühle Höhenluft zu atmen und so weiter - ich kann das Gefühl gar nicht beschreiben.

In meinem Wohnzimmer haut es mich natürlich nicht mehr fast um, wahrscheinlich weil es schon so lange da hängt. Sofort ich es betrachte, wünsche ich mir, es wäre ein Fenster, durch das ich einfach ins schöne Engadin hinaussteigen könnte, weg von allem hier, in der klaren Luft den Bauern beim Pflügen helfen, gegen etwas Kost und Unterkunft. Ob es mir auf die Dauer dort gefallen würde, weiß ich nicht. Dass ich hingegen die Scherereien mit der Gebühreneinzugszentrale und der GASAG los wäre, das weiß ich. Auch können Zigaretten dort und damals (das Bild wurde 1890 gemalt) nie und nimmer fünf Euro pro Schachtel gekostet haben.

Pingeligen Hausfrauen würde es in meiner Küche vermutlich nicht gefallen. Die packt ja bereits das Grauen, wenn sie auf dem Fußabtreter einen einzelnen Fliegendreck bemerken. Ich lasse deswegen nur ganz selten Leute in meine Küche, man weiß doch nie, was nachher über einen geredet wird. Es kommt allerdings vor, dass mich selber das Grausen anfällt, etwa wenn das Email meines Gasherds nach monatelangem Kochen derart von Soßenspritzern übersät ist, dass man meinen könnte, es handle sich um Gemälde von Jackson Pollock. Ein blitzsauberer Herd ist natürlich ein sehr schöner Anblick, das gebe ich zu, und wäre wahrscheinlich auch meiner inne-

ren Sauberkeit förderlich. Ich weiß nicht, warum das bei mir immer so kumulieren muss, bis ich mich endlich überwinde, die Sauerei wegzumachen. Es könnte sein, dass es mit meinem Zustand als Hartz IV zusammenhängt.

Meine Wohnung kann aber nun keineswegs als verwahrlost bezeichnet werden, das nicht, sie ist einfach nur nicht besonders gepflegt. Wirklich gepflegt bin ich normalerweise nur körperlich, da lasse ich nichts auf mir sitzen, höchstens, dass ich mich mal einen Tag lang nicht rasiere - heutzutage wahrhaftig kein Makel mehr, wenn man so sieht, wie selbst Politiker, Filmstars etc. mit Stoppelbärten herumlaufen. Die finden das sogar schön, selbst wenn es oft wie Dreck im Gesicht aussieht.

Ich bereite nun also die besagte Soße mit jenen Wiener Würstchen vor. Abgesehen vom Frühstück ist das die einzige Arbeit, zu der ich mich heute aufraffen konnte. In einem Restaurant habe ich in den letzten zwei Jahren zweimal gegessen, immer am 3. November, nämlich an Huberts Namenstag, wozu er mich freundlicherweise jeweils einlädt - vielleicht war es sogar dreimal am 3. November. Aus diesem Grund, weil ich sonst niemals auswärts esse, muss ich eben selber kochen. Ich kann nicht behaupten, ein Meisterkoch zu sein. Was ich da so zusammenbraue, entspricht meinem ganz persönlichen Geschmack, und es kann gut sein, dass meine Küche anderen Leuten nicht unbedingt als Gedicht einleuchten würde. Lediglich auf meine Spaghettisoße kann ich mir was einbilden. In der fernen versunkenen Zeit, als ich noch ›reich‹ war und Leute dazu einladen konnte, hat diese Soße ausnahmslos jedem geschmeckt, dem sie zuteil wurde. Damals bekam ich sogar manchmal Anfragen, wann sie denn wieder einmal zu genießen wäre. Seit ich arbeitslos geworden bin, ist das Bedürfnis meiner wenigen Bekannten, bei mir zu essen, merklich, beziehungsweise fast ganz und gar abgeflaut, ebenso wie ihre Lust, mich ab und zu bei sich einzuladen. Ich verstehe das.

Aus Mangel an gewissen Zutaten (Rübchen, etwas Sellerie, Paprika und frischen Tomaten) ist meine Soße heute ein

wenig von der eher rudimentären Art, aber ich freue mich trotzdem darauf. Am Abend, wenn es unter dem traulichen Licht der Abzugshaube lustig in der Pfanne brutzelt, fühle ich mich in der Küche so merkwürdig geborgen, ein Gefühl, auf das ich, weil es in meiner Situation eine reine Illusion ist, normalerweise pfeife. Abgesehen vom staatlichen Almosen, das mir das physische Überleben sichert, könnte ich in puncto Geborgenheit ebenso gut in der Antarktis auf einem Eisberg sitzen. Außer meinem Freund Hubert kräht kein Hahn nach mir und auch er kräht eigentlich nur, wenn er sich einsam fühlt und Gesellschaft braucht. Meine Tochter ist 600 Kilometer von hier mit einer Zumutung verheiratet, einem Arschloch, um es klar auszudrücken, das in jedem Hartz IV einen Asozialen vermutet, mit dem es nichts zu tun haben will. Die gute Theofila (diesen Namen hat seinerzeit ihre Mutter durchgesetzt), also diese Theofila, meine Tochter, scheint sich immer mehr ihrem nichtswürdigen Ehemann fügen zu wollen. Je ein Anruf zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten ist alles, was mir von ihr noch zuteil wird. Sei's drum! Ich laufe ihr nicht hinterher, von mir aus kann die ganze Bagage zum Teufel fahren.

Das klingt hart, aber unser Hartz-IV-Dasein ist kein Honiglecken und wer es nicht versteht, sich auch innerlich ein gewisses Maß an Härte anzueignen, bewegt sich am Rande des Abgrunds und wird früher oder später ganz abgleiten. Mein persönliches Rezept gegen die Plackerei ist eine Mischung aus Zorn und Fatalismus, in der für Sentimentalitäten nicht mehr viel Platz übrig bleibt. Ich muss meine zärtlichen Gefühle auf das Jobcenter beschränken, das mich bis zum Rentenalter füttert und unterbringt.

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Was mir an äußerer Würde geblieben ist, beziehungsweise die Möglichkeit, den Schein zu wahren, verdanke ich dem Jobcenter und im Weiteren natürlich den Landesvätern, die dieses soziale Netz geschaffen haben, obwohl ich ansonsten von der Politikergilde wenig halte. Ich bin, ins rechte Licht gerückt, zum staatlichen Bettler geworden und nichts kann mich davon

überzeugen, dass mir das Almosen unbedingt und automatisch zusteht. Juristisch vielleicht, moralisch nicht.

Wenn einer in meinem Alter auf die Sozialhilfe angewiesen ist, hat er im Grunde genommen versagt. Das ist zwar keine Schande, indessen für die persönliche Würde in hohem Maße unersprißlich. Ich habe mich oft gefragt, wie es denn um mich stünde, wenn ich auf die Sozialhilfe verzichten müsste, und bin nicht sicher, ob ich in diesem Falle auch noch zum Straßenbettler würde. Von meiner Natur her wäre ich vermutlich eher geneigt, mir einfach zu nehmen, was mir die Gesellschaft zum Überleben verweigert, notfalls mit Gewalt - ein Gedanke übrigens, der die Kriminalität in etwa drei Vierteln der Welt in einem etwas weniger sündhaften Licht erscheinen lässt. Zum Glück bin ich in Mitteleuropa geboren. Ach ja ... Genug davon!

Die Nudeln mit der rudimentären Soße sind ganz passabel, wenn auch nicht über den grünen Klee zu loben. Ich genieße sie schweigend, ohne Gedanken, wie ein Tier, nur auf den Gaumen konzentriert. Nachher werde ich das Geschirr abwaschen und schließlich wieder den König Ludwig in Herrenchiemsee besuchen. Etwa um zehn Uhr werde ich jene letzte Flasche Bier aus dem Kühlschrank holen und sie, beim Schein zweier Kerzen, gemächlich austrinken. Ich mache das jeden Abend so. Das Bier macht mich schläfrig und das Kerzenlicht gaukelt mir eine Weile lang Frieden vor, indes die Stille der Nacht mich behutsam dem Schlaf entgegen schmeichelt. Im gedämpften Licht meiner Nachttischlampe werde ich mich ausziehen und im Bett ein paar Seiten weiterlesen, bevor ich mich endgültig vom Tag verabschiede. Umhüllt von der Dunkelheit will ich nichts mehr denken, nur noch in das schwarze Firmament vor meinen Augen starren. Manchmal tauchen schemenhafte Gesichter daraus auf, zuweilen sogar hässliche Fratzen, aber sie schrecken mich nicht.